

Zur Geschichte der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Breslau (1811–1945)*

VON DIETRICH MEYER

Ein Blick auf die deutsche Universitätslandschaft belehrt uns, daß die evangelisch-theologische Fakultät Breslau zu den kleineren Fakultäten gehörte, die sich, was Studentenzahl und Lehrkörper angeht, nicht mit den größeren Schwestern in Berlin, Halle oder Leipzig messen konnte. Innerhalb Preußens war Breslau vergleichbar mit Bonn oder Königsberg. Franklin Arnold, der Kirchengeschichtler und Chronist der Fakultät, hat in der Festschrift von 1911 bedauert, daß sie niemals »Sitz und Haupt einer eigenen theologischen Schule« gewesen sei, daß ihr eine »selbständige akademische Geschichte« fehle¹. Breslau war für viele der evangelischen Professoren nur »Durchgangsstation«, wie Walter Schwarz meinte². Aber diese Tatsache hat eine Reihe junger Professoren nach Breslau geführt, die später zu den bekanntesten Namen ihrer Disziplin gehörten und die auch außerhalb ihres Fachgebietes Anerkennung gefunden haben. Ich denke zum Beispiel an den Religionsphilosophen Rudolf Otto, an den später als Philosoph nicht unbedeutenden Heinrich Scholz, an den Neutestamentler Rudolf Bultmann oder an den Systematiker Friedrich Gogarten.

Die Bedeutung der Breslauer evangelisch-theologischen Fakultät ist in einer anderen Richtung zu suchen, in der Verbindung des Lehrkörpers mit der evangelischen Kirche Schlesiens. Durch die Universitätsgründung im Jahre 1811 war für die schlesische Kirche zum ersten Mal in ihrer

* Referat, gehalten auf dem Symposium des Gerhad-Möbus-Instituts für Schlesienforschung, Würzburg, anlässlich der 175-Jahrfeier der Universität Breslau am 29. November 1986.

1 Franklin ARNOLD, Die ev.-theol. Fakultät, in: Festschrift zur Feier des 100jährigen Bestehens der Universität Breslau. Hg. v. Georg KAUFMANN. Teil 2, Breslau 1911, S. 175–199, Zitat S. 175. – Zu den einzelnen, in diesem Aufsatz vorgestellten Theologen und ihren Publikationen vergleiche stets Felix HAASE, Festschrift zur Hundertjahrfeier der Universität Breslau. Die schriftstellerische Tätigkeit der Breslauer theologischen Fakultäten von 1811 bis 1911, Breslau 1911.

2 Walter SCHWARZ, Die ev.-theol. Fakultät der Universität Breslau und das Konsistorium, in: Jb. d. Schles. F. W. Universität zu Breslau, Bd. 1, 1955, S. 37.

Geschichte eine wissenschaftliche Ausbildungsstätte für ihren Nachwuchs auf ihrem Kirchengebiet geschaffen worden, so daß sich von Anfang an große Hoffnungen und Erwartungen auf deren Professoren richteten. Außerlich spiegelte sich diese Verbindung in dem Faktum wider, daß einzelne Theologieprofessoren zu Konsistorialräten ernannt wurden oder als nebenamtliche Mitglieder im Konsistorium mitwirkten. Sie waren Mitglieder der kirchlichen Prüfungskommission und auf den Provinzialsynoden durch einen offiziellen Sprecher der Fakultät vertreten. Doch über diese juristische Verankerung der evangelisch-theologischen Fakultät in der Verfassung der Provinzialkirche hinaus war noch bedeutsamer die Tatsache, daß der überwiegende Teil der Studenten aus Schlesien stammte, in der schlesischen Kirche ein Pfarramt erhielt und dadurch zwischen Pfarrerschaft und Professoren vielfache geistige und menschliche Verbindungen entstanden. Auch in dem leitenden geistlichen Amt gelang eine Verknüpfung mit der Fakultät gelegentlich dadurch, daß zu Generalsuperintendenten Theologieprofessoren berufen wurden, die dann in den Lehrkörper der Breslauer Fakultät aufgenommen wurden: August Hahn, David Erdmann, Martin Schian. Wenn im folgenden ein geschichtlicher Überblick über die evangelisch-theologische Fakultät gegeben werden soll, so werden wir insbesondere auf den Einfluß der Professoren auf die schlesische Kirche achten müssen, ohne dabei die wissenschaftliche Leistung des einzelnen übersehen zu wollen.

Ferner sei mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Fakultät über Schlesien hinaus eine wichtige Stellung für die evangelischen Kirchen im benachbarten Osten inne hatte. Die Breslauer Fakultät bildete auch sehr weitgehend die Theologiestudenten aus Posen aus und war in der Prüfungskommission der dortigen Kirchenprovinz vertreten. Auch gab es in Breslau ein Lektorat für polnische Sprache bis in die Zeit des Dritten Reiches, das den Theologen ermöglichte, sich für ihren Dienst an polnisch sprechenden Evangelischen vorzubereiten³. So bot sich der Professorenschaft ein dankbares Auditorium und breites Wirkungsfeld.

1. Die evangelisch-theologische Fakultät zur Zeit ihrer Errichtung

Will man sich den Geist der Universität bei ihrer Stiftung verdeutlichen, so muß man etwa die Schilderung ihrer Gründungsfeier auf sich wirken lassen.

³ Vgl. dazu die Ankündigungen in den Vorlesungsverzeichnissen der Universität noch bis zu Beginn des Zweiten Weltkriegs.

»Herr! gründe, stärke und erhalte
die Neuvereinte Dir,
Der Geist des Lichts, der Geist der Wahrheit walte
von nun auf ewig über ihr!«⁴

Mit diesem Choral, von Kapellmeister Schnabel komponiert, erreichte die Feier am 19. Oktober im Universitätsgebäude gewissermaßen ihren Höhepunkt. Voraufgegangen war die Vereidigung des Rektors, Karl August Wilhelm Berends, es folgte seine abschließende Rede in lateinischer Sprache und dann der Zug der Versammelten zum Gottesdienst in der Kirche. Der Gebetsvers drückte die Hoffnungen und das Wollen der damals Versammelten klar aus. Die Vereinigung der beiden älteren Universitäten, der reformierten in Frankfurt/Oder und der katholischen in Breslau, hatte einen religiösen, sicherlich auch kirchenpolitischen Sinn: die beiden Konfessionen, katholisch und evangelisch, sollten so wie es in der staatlichen Verwaltung ebenfalls geschah, friedlich nebeneinander und sich gegenseitig befruchtend wirken, im »Geist des Lichts«, im Geist einer toleranten, nüchtern denkenden, fortschrittlichen Zeit, wie sie das preußische Kultusministerium zu verwirklichen trachtete.

So denkwürdig und für Schlesien allgemein begrüßenswert dies Ereignis auch war, für die Frankfurter Universität, die ihre Auflösung kräftig zu verhindern suchte, war es schmerzlich und bedeutete für die dortige theologische Fakultät das Ende einer langen, durch die reformierte Kirche bestimmten Tradition. Bezeichnenderweise wurden nur die beiden jüngeren, fortschrittlicheren Geister David Schulz und Heinrich Middeldorpf nach Breslau übernommen⁵. Sie haben in den folgenden Jahren einen bestimmenden Einfluß ausgeübt, insbesondere der begabte, einseitig rationalistisch geprägte Schulz, ein gebürtiger Schlesier, der von den Studenten gern gehört wurde. Er war zugleich Konsistorialrat, wurde aber infolge seines Gegensatzes zu dem konfessionellen Berliner Professor Wilhelm Ernst Hengstenberg, der durch seine »Evangelische Kirchenzeitung« über eine enorme publizistische Breitenwirkung verfügte, aufgrund seiner Mitunterzeichnung einer öffentlichen Erklärung vom 21. Juni 1845 gegen diese kirchliche Gruppe durch das Ministerium von seinem kirchlichen Amte

4 So nach dem Bericht in der Schlesischen Zeitung vom 20. Oktober 1811, abgedruckt bei Richard RÖPELL, Zur Geschichte der Stiftung der Königl. Universität zu Breslau, Breslau 1861, S. 26.

5 Vgl. dazu Otto BARDONG, Die Breslauer an der Universität Frankfurt (Oder). Ein Beitrag zur schlesischen Bildungsgeschichte 1648–1811, Würzburg 1970, S. 108–118.

entfernt; seine Professur übte er weiter aus⁶. Neben ihm zeichnete sich der wie Schulz in Halle theologisch und philologisch geschulte Joachim Christian Gaß, der in regem Briefwechsel mit Schleiermacher stand, durch seine Wärme und Güte aus. Auch er war Mitglied des Konsistoriums, Inspektor des protestantischen Schullehrerseminars und Mitglied der Kirchen- und Schuldeputation und verfolgte mit großem Interesse und kritischer Begleitung die Anfänge der preußischen kirchlichen Synodalverfassung, indem er eine neue Zeitschrift eröffnete: »Jahrbuch des protestantischen Kirchen- und Schulwesens von und für Schlesien«. Dieses hatte das erklärte Ziel, »eine fortlaufende Darstellung der Synodalthätigkeit« zu geben, und berichtete ausführlich über die beiden ersten Kreissynoden in den verschiedenen Kirchenkreisen⁷. Mit dem schnellen Ende des von der Regierung stark behinderten Synodalwesens stellte auch Gaß seine Zeitschrift enttäuscht wieder ein. Er hatte sich eine Beteiligung des Kirchenvolkes an den Synoden als öffentliche Versammlung im Kirchengebäude gewünscht. Mit seiner Schrift »Über den christlichen Kultus« (Breslau 1815) griff er in die andere große Frage der Zeit, die Agendenreform, ein und wollte eine christliche Theorie des Gottesdienstes liefern. Gaß hat unverdientermaßen im Schatten von Schulz gestanden, obwohl gerade sein theologischer Ausgangspunkt der Kirche wichtige Impulse hätte geben können.

Daß sich Schulz durchzusetzen verstand und auch kirchenpolitisch Einfluß zu nehmen wußte, zeigte sich bei der Besetzung des durch den Weggang von Johann Christian Wilhelm Augusti, des ersten Dekans der Fakultät, freigewordenen Lehrstuhls. Der jüngere Daniel von Cölln⁸ erhielt durch die Fakultät die ordentliche Professur, nicht der dem Rang nach nächste, Johann Gottfried Scheibel, was zu einem Tadel des Ministers führte. Scheibel gehörte der Fakultät seit 1811 als außerordentlicher Professor an, er war seit der gemeinsamen Studienzeit in Halle mit Schulz befreundet, und sie duzten sich. Doch waren beide schroffe Charaktere, die sich theologisch konträr gegenüberstanden. Die in Breslau einsetzende Entfremdung beider entzündete sich an der ziemlich belanglosen Frage der Abfassung des Hebräerbriefes. Schulz reagierte auf eine wissenschaftliche Kritik Scheibels ausgesprochen heftig, und dieser antwortete mit einer

6 Siehe Konrad MÜLLER, David SCHULZ, in: Schlesische Lebensbilder, Bd. 1, Breslau 1922, Nachdruck Sigmaringen 1985, S. 143–146; Lebensbilder aus der ev. Kirche Breslau, Breslau 1914, S. 11f.; RE³ 17, S. 804–806.

7 Vgl. das Vorwort zum 2. Band für das Jahr 1818, Breslau 1819, S. V. Zu Gaß siehe Friedrich Wilhelm BAUTZ, Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 2, Sp. 181.

8 Über ihn Lic. MÜLLER, in: Lebensbilder aus der ev. Kirche Breslau, Breslau 1914, S. 17f.

Schrift: »Rechtfertigung meines moralischen Charakters gegen die Beschuldigungen des Herrn Dr. Schulz, Breslau 1817«⁹. Was zunächst wie eine stark persönlich gefärbte wissenschaftliche Auseinandersetzung aussah, stellte sich bald als ein grundlegender theologischer Konflikt heraus, der die Grundentscheidungen damaliger Theologie berührte und die schlesische Kirche über Jahrzehnte bewegte.

Während die Fakultät anlässlich des Reformationsjubiläums 1817 getreu dem Aufruf des Königs in der reformierten Kirche Gottesdienst feierte und das Abendmal nach dem Unionsritus hielt, blieb Scheibel als einziger fern. Die Fakultät stellte sich ganz auf den Boden der Union und suchte sie zu befördern. Auf einer Unionssynode in Breslau 1822 hat die Fakultät die theologischen Grundpositionen einer Unionstheologie festgelegt und die Geistlichkeit Breslaus von der biblischen und reformatorischen Berechtigung einer Vereinigung beider Konfessionen in der Lehre überzeugen können. Nur einer widersprach und gab seine abweichende, auf dem Grund der lutherischen Bekenntnisschriften stehende Glaubensansicht zu Protokoll, nämlich Johann Gottfried Scheibel¹⁰. Dieser hatte anfangs nur wenig Hörer, etwa 12, doch verdoppelte sich die Zahl trotz seiner isolierten Stellung in der Fakultät bald. Begeisterte Anhänger seiner Anschauungen fand er unter Kollegen anderer Fakultäten wie den Juristen Huschke und den Philosophen und Naturforscher Henrik Steffens. Scheibel blieb freilich bis zu seiner Amtsentsetzung 1832 wegen seines Widerstandes gegen die Union und die preußische Agende ein Außenseiter in der Fakultät. Von Cölln, der die Breslauer Unionssynode als der derzeitige Dekan geleitet hatte, Schulz und Gaß gaben der Fakultät je in ihrer Weise ein rationalistisches Gepräge, das den beherrschenden Geist der schlesischen Kirche dieser Jahre kennzeichnete. Huschke schrieb 1827 an seinen Freund Jasper von Oertzen: »Die Theologen außer Scheibel sind sämtlich Rationalisten und zum Teil sehr arge«¹¹. Eberlein hat in seiner »Schlesischen Kirchengeschichte« diese Epoche als den »Abbau« der altkirchlichen Formen gekennzeichnet, und zwar in doppelter Hinsicht, als Abbau der christlichen Lehrsubstanz und als Abbau des christlichen Gemeindebewußtseins¹². Die-

9 Siehe Martin KIUNKE, Johann Gottfried Scheibel und sein Ringen um die Kirche der lutherischen Reformation, Kassel 1941, Nachdruck Göttingen 1985, S. 109f.; ferner Peter HAUPTMANN (Hg.), Gerettete Kirche. Studien zum Anliegen des Breslauer Lutheraners Johann Gottfried Scheibel (1783–1843), Göttingen 1987.

10 Das Protokoll dieser Synode wurde veröffentlicht: Unionsverhandlungen der Synode zu Breslau, welche von den ev. Geistlichen der Provinz Schlesien unter Leitung der ev.-theol. Fakultät am 1ten und 2ten October 1822 gehalten wurde, Breslau 1822, 39 S.

11 Siehe KIUNKE (wie Anm. 9), S. 108.

12 Hellmut EBERLEIN, Schlesische Kirchengeschichte, 4. Aufl., Ulm 1962, S. 126ff. (Das Ev. Schlesien, hg. v. G. HULTSCH, Bd. 1).

ses Urteil ist sicherlich pointiert und einseitig und wird Männern wie J. Chr. Gaß nicht gerecht. Aber es zeigt sich, daß damals Entscheidungen gefallen sind, die in der schlesischen Kirche Wunden hinterlassen haben.

2. Die Entwicklung der evangelisch-theologischen Fakultät bis zum Ersten Weltkrieg

Die Vorherrschaft des Rationalismus an der Fakultät wurde bereits in den dreißiger Jahren erheblich angefochten. 1834 trat August Hahn, vorher Professor in Königsberg und Leipzig, in die Fakultät ein und verteidigte seine Antrittsschrift, wie Franklin bemerkt, in einer »fast siebenstündigen Redeschlacht« gegen sieben Opponenten¹³. Er zeichnete sich als Bibeltheologe, der sowohl das hebräische Alte Testament wie das griechische Neue Testament herausgegeben hat, und als bewußter lutherischer Theologe aus. Da er seit 1844 mit dem Amt des Generalsuperintendenten betraut war, hatte seine theologische Position über die Universität hinaus Einfluß und bedeutete nichts weniger als Rückführung der schlesischen Kirche zu einem biblisch verankerten, nicht starren Luthertum. Er habe sie, so schreibt Superintendent Wilhelm Koelling 1901, »aus den Klauen des Rationalismus herausgebettet, herausgelaubt und herausgeheilt«¹⁴. In den folgenden Jahren verstärkte sich der lutherische konfessionelle Einfluß mit August Kahnis (1844–1850), der später in Leipzig als Kirchengeschichtler und Systematiker sehr angesehen war¹⁵, und mit Carl Friedrich Gaupp, der als praktischer Theologe mit Arbeiten zur Homiletik hervortrat und Studenten für ihre späteren Aufgaben auszurüsten verstand. Es entspricht dem Zeitgeist, den theologischen Standpunkt auch kirchenpolitisch zu vertreten, und so wird 1848 in Gnadenberg ein »lutherischer Verein« begründet unter Anwesenheit von Professor Gaupp und Kahnis¹⁶. Erster Vereinsvorsitzender wird der aus Württemberg 1845 in die Fakultät eingetretene, dank seines irenischen Luthertums allgemein geschätzte Professor Gustav Friedrich Oehler¹⁷.

Der Zusammenschluß der Konfessionellen hatte natürlich zur Folge, daß sich auch andere kirchenpolitische Gruppen bildeten. Noch im gleichen

13 F. ARNOLD (wie Anm. 1), S. 183. Über Hahn siehe RE³ 7, S. 340–343; NDB 7, S. 502f.; BAUTZ (wie Anm. 7), Bd. 1, Sp. 462f.

14 Wilhelm KOELLING, Vierzig Jahre im Weinberge Christi. Lose Blätter als Beitrag zur praktischen Theologie, Berlin 1901, S. 28.

15 Siehe RE³ 9, S. 692–698.

16 Dietmar NESS, Die kirchenpolitischen Gruppen der Kirchenprovinz Schlesien von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1933, Hamburg 1980 (hekt.), S. 3–8.

17 Joseph KAPP, Gustav Friedrich Oehler. Ein Lebensbild, 1876.

Jahr (am 1. November) trafen sich die liberal Gesonnenen zu einer Versammlung in Breslau¹⁸, unter ihnen die Professoren Schulz und Böhmer, Dr. Rhode und Dr. Biermann, und wählten Professor Rübiger zu ihrem Leiter und Sprecher. Rübiger¹⁹, ein Schüler von Schulz, der 1843 ein Buch über die Lehrfreiheit herausgegeben hatte, blieb für viele Jahre der Kopf der Liberalen, die sich im »evangelischen Verein«, später im »Protestantenverein« (seit 1868) zusammenfanden, und gab die »Zeitschrift für evangelische Kirchengemeinschaft« heraus. Diese Gruppe wußte sich gegenüber den Lutheranern zur »Wahrung der Interessen der unierten evangelischen Kirche Schlesiens« gerufen. Dagegen fanden die Mittelgruppen erst später zueinander, etwa in der Positiven Union, der der Professor für Systematische und Praktische Theologie Eduard Meuß angehörte, oder in der »Evangelischen Konferenz in Schlesien« unter Führung von Professor Karl Müller (seit 1893)²⁰.

Diese Parteibildung hat sich selbstverständlich auf die Studentenschaft übertragen. Der »Theologische Studentenverein« der fünfziger Jahre wurde von den Lutherisch-Konfessionellen geprägt, während der »Neue evangelisch-theologische Studentenverein« (1861 gebildet) sich den Anhängern der Unionstheologie öffnete und von Professor Semisch gefördert wurde. Die Gruppe der Liberalen fand ihre Organisation im »Wissenschaftlich-theologischen Verein« (seit 1861) und wurde von Professor Rübiger beraten²¹.

Es ist also durchaus nicht so, als hätte das akademische Leben der evangelisch-theologischen Fakultät in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an Farbe verloren. Das Engagement gerade der Professoren in den kirchenpolitischen Gruppen belegt ihre enge Verbindung mit der schlesischen Kirche, ihre Verantwortung für das öffentliche kirchliche Leben, fernab aller professoralen Selbstgenügsamkeit. Und doch gilt, was der spätere praktische Theologe Martin Schian im Blick auf diesen Zeitabschnitt sagt: Auf Breslaus Kathedern herrschte »der Geist einer konservativen, streng kirchlichen, den neueren Strömungen Widerstand leistenden Theologie«²². Erst mit den neunziger Jahren trat eine umfassende Erneuerung der Fakultät ein, und sie öffnete sich in einzelnen Vertretern gemäßigt den neueren Strömungen einer historisch-kritischen Forschung.

Beispielhaft sei hier nur ein Forscher genannt, der in der neutestamentli-

18 D. NESS, (wie Anm. 16), S. 18–26.

19 Über Rübiger siehe J. DECKE, in: Lebensbilder aus der ev. Kirche Breslaus, Breslau 1914, S. 19f.; RE³ 16, S. 403f.

20 Siehe D. NESS (wie Anm. 16), S. 29, 127f., 155f.

21 Siehe dazu Martin SCHIAN, Das kirchliche Leben der ev. Kirche der Provinz Schlesien, Tübingen und Leipzig 1903, S. 51f.

22 Ebd., S. 50.

chen Exegese grundlegende Weichen gestellt hat und dessen Thesen bis heute diskutiert werden: William Wrede²³, der, 1859 in Bücken bei Hannover geboren, während seines Studiums in Leipzig durch Adolf Harnack, später durch A. Ritschl angezogen wurde, und 1892 die außerordentliche Professur für Neues Testament in Breslau erhielt, wo er 1906 an einer Krankheit im Alter von nur 47 Jahren starb. Wrede zeichnet sich durch seine Eigenständigkeit und durch seine grundsätzliche Skepsis an hergebrachten Urteilen aus. Sein bedeutendstes Werk trägt den Titel: »Das Messiasgeheimnis in den Evangelien« (1901). Er erkennt im Markus-Evangelium als dem ältesten eine theologische Konzeption, die geleitet ist von der Idee der bewußten Selbstverhüllung Jesu als des Messias. Das heißt aber: Das Evangelium bietet keine historische Darstellung vom wirklichen Leben Jesu, allenfalls blasse Reste. Wrede fragt nicht mehr historisch, sondern literarkritisch: Wie stellt Markus dar? Und antwortet: Die seltsame Theorie vom Messiasgeheimnis ist nur ein Ausdruck für die Verlegenheit der Urgemeinde, daß sich der historische Jesus nicht als Messias verstanden hatte. Ein starkes Echo in der wissenschaftlichen Welt hat auch sein Büchlein »Paulus« von 1904 hervorgerufen, enthält es doch die These, daß Paulus nicht als Interpret Jesu, sondern als der zweite Stifter des Christentums zu betrachten sei. Daß seine zugegebenermaßen radikalen Thesen, die keineswegs sofortige Anerkennung fanden, die neutestamentliche Forschung stark angeregt haben, gibt Albert Schweitzer zu erkennen, der seine Darstellung der Leben-Jesu-Forschung von 1906 unter den Titel stellt: Von Reimarus zu Wrede. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß Wrede zugleich Lehrer am Institut für Kirchenmusik war, über die Geschichte des evangelischen Gemeindegesangs las und die Übungen im Choral- und Altargesang leitete. Die Kirchenmusik war Bestandteil der Ausbildung der evangelischen Theologen.

Die moderne, historisch-kritische Forschung wurde weiter im Alten Testament angewandt von Rudolf Kittel, einem Württemberger, der von 1888 bis 1898 in Breslau lehrte und unter zahlreichen Kommentaren und Einzelstudien eine gern benutzte »Geschichte des Volkes Israel« schrieb. Ihm folgte von 1898 bis 1910 Carl Heinrich Cornill, in Frankfurt geboren, bekannt durch seine vielfach aufgelegte Einleitung in das Alte Testament.

Ferner hat Breslau um die Jahrhundertwende bedeutsame Kirchenhistoriker erlebt, die sich in der Luther- und Reformationsforschung hervorgetan haben. Hier ist zunächst der Württemberger Julius Köstlin zu nennen, der zehn Jahre (1860–1870) in Breslau weilte, bevor er nach Halle berufen

23 Vgl. den Nachruf von JUNCKER in der »Chronik« der Königl. F.-W. Universität zu Breslau 1906/7, S. 180–189; Georg STRECKER, William Wrede, in: ZThK 57, 1960, S. 67–91.

wurde. Seine Lutherbiographie galt bis in die jüngste Zeit als die einzige umfassende, verlässliche wissenschaftliche Darstellung; daneben gab er eine zweibändige Theologie Luthers, die in seiner Breslauer Zeit erschienen ist, heraus. Von 1891 bis 1903 lehrte in Breslau der ebenfalls aus Württemberg stammende Karl Müller, der durch seine mehrbändige Kirchengeschichte einen glänzenden Ruf erlangte, ein Werk, das noch heute lesenswert ist. Der praktische Theologe Gustav Kawerau, ein geborener Schlesier aus Bunzlau, hat in der Reformationsgeschichte Bleibendes geleistet, nicht nur durch Einzelstudien oder durch sein Lehrbuch zur Reformation und Gegenreformation, sondern mehr noch durch die von ihm betreuten Bände der Weimarer Lutherausgabe. Kawerau wurde in den Evangelischen Oberkirchenrat, das entscheidende Verwaltungsorgan der preußischen Kirche, berufen, und er hat in Berlin erheblichen kirchenpolitischen Einfluß gehabt, zum Beispiel auf den Generalsynoden. Auch sein Nachfolger Johannes von Walter, in Petersburg geboren, von 1909 bis 1916 in Breslau, hat in der Reformationsgeschichte und nicht nur dort noch heute gern zitierte Studien verfaßt.

Die historisch-kritische Arbeitsweise dieser Forscher bedeutete nun keineswegs das Ende der kirchenpolitischen Bestrebungen, vielmehr forderte sie verschärft zur Parteienbildung heraus. Die Berufung des liberalen Historikers Harnack nach Berlin gegen das kritische Gutachten des Evangelischen Oberkirchenrats war der Anstoß, jede Berufung eines Theologieprofessors als kirchenpolitischen Akt zu verstehen. Die 8. schlesische Provinzialsynode von 1896 und die 10. von 1902 forderten ein stärkeres Mitspracherecht der Kirche bei den Berufungen²⁴. Die »Professorenfrage« begleitete die Synoden dieser Jahre bis hinauf zur Generalsynode. Die Evangelische Kirchenzeitung veröffentlichte 1905 eine Übersicht über die Theologischen Fakultäten und ihre Besetzungen, wobei sich die »Positiven« Professoren mit den Nichtpositiven (den Liberalen) etwa die Waage hielten. In Breslau war das Verhältnis der positiven Professoren zu den liberalen sieben zu drei, was den im ganzen konservativen Charakter der Fakultät um die Jahrhundertwende bestätigt²⁵.

Für die theologische Fakultät in Breslau wurde die Einrichtung eines dritten systematischen Lehrstuhls, und zwar für Religionsphilosophie, von großer Bedeutung. Auf diesen wurde 1907 Professor Georg Wobbermin aus

24 Vgl. dazu: Mitteilungen der Ev. Konferenz in Schlesien. Aus den Verhandlungen der achten schlesischen Provinzialsynode zur Professorenfrage, Wohlau 1896. Ferner die Akten im Ev. Zentralarchiv Berlin, Bestand 7 Generalia XIV 2 Bd. 4.

25 Evangelische Kirchenzeitung, Berlin 1905, Nr. 15.

Stettin berufen, der in Breslau bis 1914 lehrte²⁶. Er wandte sich gegen die Übermacht des Historismus in der Theologie, wie er sie im Werk Harnacks erkannte, und setzte religionspsychologisch an. Der Begriff der religiösen Erfahrung wird zum Ausgangspunkt seiner systematischen »Theologie«. Er übersetzte das auf diesem Feld epochemachende Werk des Amerikaners William James, *Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit*, 1907, ohne sich völlig mit diesem zu identifizieren. – Bedeutender noch war sein Nachfolger Rudolf Otto, der von 1914 bis 1917 in Breslau lehrte, bevor er nach Marburg ging. Er war ein sehr vielseitiger Theologe und wurde durch seine Studien über die Religionen Indiens bekannt. Sein wohl bedeutendstes Werk »*Das Heilige*«, das über 22 Auflagen erlebte, entstand in seiner Breslauer Zeit und ist 1917 erschienen. Über seine Frömmigkeit schrieb der praktische Theologe und Kollege Ottos in Breslau, Johannes Steinbeck: »Seine Frömmigkeit trug unverkennbar mystische Züge an sich; er liebte es, an einem verborgenen Platz in einer der großen gotischen Kirchen Breslaus dem Abendgottesdienst beizuwohnen und die eigentümliche Stimmung zu genießen, die durch das Ineinanderfließen von Licht und Finsternis in dem erhabenen Raum entsteht und die bei ihm zur religiösen Versenkung in das Übersinnliche, Unsagbare, nur mit dem Gefühl zu Erreichende wurde. Sein Buch über »West-östliche Mystik« ist nicht bloß aus wissenschaftlich-objektivem Interesse, sondern ebenso aus Liebe zur mystischen Versenkung, aus innerer Sympathie mit mystischer Frömmigkeit geflossen«²⁷. Nachdem die Arbeiten Ottos in der evangelischen Theologie aufgrund der nach Ende des Ersten Weltkrieges beherrschenden Dialektischen Theologie in Deutschland in den Hintergrund gedrängt wurden und mehr im angelsächsischen Raum und in den nichttheologischen Kreisen Einfluß ausübten, gewinnen sie für das gegenwärtige theologische Forschungsinteresse wieder erhöht an Bedeutung.

3. Die evangelisch-theologische Fakultät zwischen den beiden Weltkriegen

In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg erlebte Breslau, trotz äußerlicher Not und mancherlei Einschränkung, eine wissenschaftlich sehr potente Fakultät. »In den harten Zeiten der letzten Kriegsjahre und der Nachkriegszeit mit mancherlei Entbehrungen sahen wir viel Not und Elend... Wir

26 Vgl. die Festschrift zu seinem 70. Geburtstag mit dem Titel: *Luther, Kant, Schleiermacher in ihrer Bedeutung für den Protestantismus*, 1939; ferner STEINBECK (wie Anm. 27), S. 54–59.

27 Johannes STEINBECK, in: *Jb. d. F. W. Universität zu Breslau* 1955, S. 54–70, hier S. 62. Ferner Hans Walter SCHUETTE, *Religion und Christentum in der Theologie Rudolf Ottos*, Berlin 1969.

erfuhren aber auch viel Freundschaft und Hilfe«, schrieb Rudolf Bultmann, der von 1916 bis 1920 der Fakultät angehörte²⁸. In Breslau entstand sein erstes bedeutsames Buch: Die Geschichte der synoptischen Tradition, 1921 veröffentlicht, das ihn sehr bald in der Fakultät bekannt machte. In Breslau heiratete er, hier wurden die beiden ersten Kinder geboren. Seit 1918 lehrte der damals ebenfalls noch unbekannt Hans von Soden Kirchengeschichte, der bald wie Bultmann nach Marburg berufen wurde und dort im Dritten Reich eine wichtige Rolle im Dienst der Bekennenden Kirche spielte. Unter den Kirchengeschichtlern in jenen Jahren war Erich Seeberg (geb. 1888 in Dorpat), 1919/20 und von 1924 bis 1926 in Breslau, seit 1927 Nachfolger von Karl Holl in Berlin, der erfolgreichste, der sich durch seine Arbeiten über Luther, Gottfried Arnold und die Edition der Werke Meister Eckharts einen Namen machte. Kirchenpolitisch vertrat er eine Gegenposition zu Hans von Soden und glaubte durch eine »Kombination von Luther und Meister Eckhart« das Fundament für eine kommende Nationalkirche legen zu können. – Auch im Alten Testament findet man bekannte Namen wie Carl Steuernagel (geb. 1869), der von Halle 1914 nach Breslau berufen wurde und dort bis zu seiner Pensionierung blieb (1935 von Vorlesungen entbunden). Er ist dank seiner hebräischen Grammatik allen Studenten über seinen Tod hinaus unentbehrlich geworden.

Die theologisch prägende Kraft der Breslauer Fakultät aber war für die Mehrzahl der Studenten Professor Erich Schaeder, ein Name, der heute fast vergessen ist. Schaeder, 1861 in Claustal geboren, hatte bereits in Königsberg, Göttingen und Kiel gelehrt, bevor er 1918 nach Breslau berufen wurde²⁹. Sein bedeutsames Werk, das seiner Theologie den Namen gegeben hat, die zweibändige »Theozentrische Theologie«, war schon 1909 erschienen. Er selbst bezeichnete dieses Buch als »den Protest gegen eine Auflösung der Glaubenstheologie in eine anthropozentrische Glaubens- oder Religionspsychologie«, welche Gefahr durch Schleiermacher heraufbeschoren sei³⁰. Er wollte die Gottestatsache, die Macht und Majestät Gottes ins Zentrum theologischer Besinnung stellen, Gedanken, die das Ziel der dialektischen Theologie bereits vorwegzunehmen schienen. Und er konnte 1926 sagen: »Barth und ich stimmen zusammen in der tiefsten Konzentration alles theologischen Denkens auf die Gottesfrage. Gemein-

28 Bernd JASPERT (Hg.), Karl Barth – Rudolf Bultmann. Briefwechsel 1922–1966, Zürich 1971, S. 315 (Karl Barth Gesamtausgabe V 1).

29 Siehe Otto ZÄNKER, Ein Theologieprofessor als Mann der Kirche. Erich Schaeder und seine Wirksamkeit in Schlesien, in: JVSKG 29, 1939, S. 234–248; Horst STEPHAN, Theozentrische Theologie, in: ZThK 1911, S. 171–209.

30 Erich STANGE (Hg.), Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Leipzig 1926, S. 215.

sam betonen wir den Majestätscharakter Gottes, das in Gott beschlossene ganz Andere gegenüber Allem, was Welt heißt.« Doch dann folgt ein »Aber«: Aber ich suche die »Erkenntnis dieses Gottes aus der Synthese von Wort, Geist und Glaube zu begründen«³¹. Schäder erfaßte also die Wirklichkeit dieses Gottes im Glauben oder, wie er auch sagen kann, als das »gottgewollte und gottgeweihte, subjektive Erleben Gottes«, was nun doch wieder an Schleiermacher oder auch R. Otto erinnerte. In Breslau erschienen seine in Auseinandersetzung mit der dialektischen Theologie entstandenen Werke: *Das Geistproblem der Theologie* (1924)³² und: *Das Wort Gottes* (1930). Schaefer bezog auch über die Universität hinaus zu den Fragen seiner Zeit Stellung und hielt gern Vorträge vor den verschiedenen kirchlichen Gruppen, was zu seinem hohen Ansehen beitrug. Er verstand, wie Superintendent Bronisch schreibt, den christlichen Glauben in seiner Zeit »als lebendige Gegenwartsmacht« zu begreifen³³.

Es gab freilich auch andere Studenten, denen Schaefer wenig sagte. Jochen Klepper, der von 1923 bis 1926 in Breslau studierte, gewann zu dem »nüchternen, wortkargen« Systematiker Rudolf Hermann, der Luthers Theologie eindringend auszulegen verstand, eine besondere Nähe³⁴. Und dem linksliberalen Religionsphilosophen und Goetheforscher Karl Bornhausen widmete er 1924 sein Gedicht »Der Erlöser«. Welche unterschiedlichen theologischen Positionen allein unter den drei Systematikern vertreten wurden, ist damit nur schwach angedeutet. Die Fakultät war keineswegs einheitlich, und die zunächst mehr verdeckten Gegensätze traten in den Belastungsproben Anfang der 30er Jahre sehr deutlich zutage. Zu ersten Auseinandersetzungen kam es bereits im Dezember 1930 in der Theologischen Prüfungskommission unter dem Vorsitz von Generalsuperintendent Schian, der zugleich Honorarprofessor für Praktische Theologie war³⁵. Professor Karl Bornhausen führte Beschwerde, daß er bei den Prüfungen (er prüfte Dogmatik, Ethik und Philosophie) nicht gebührend berücksichtigt wurde. Der Generalsuperintendent antwortete sachlich und erläuterte

31 Ebd., S. 236.

32 Emil Brunner schreibt 1926, daß er zunächst bei der Lektüre dieses Buches »wie elektrisiert« gewesen sei, dann aber erkannte, daß die theozentrische Theologie ein blinder Alarm war: »Mein Eindruck war: Angriff am rechten Ort, Offensive stecken geblieben« (Theozentrische Theologie?, in: *Zwischen den Zeiten*, 1926, S. 182).

33 Ev. Kirchenblatt für Schlesien 1919, S. 177.

34 Siehe G. RIEMSCHEIDER (Hg.), Jochen Klepper. Briefwechsel 1925–1942, Stuttgart 1973, S. 15–60 (Korrespondenz mit Hermann). Über Hermann siehe Rudolf MAU, Rudolf Hermann (1887–1962), in: *Wuppertaler Biographien*, 12. Folge, Wuppertal 1974, S. 29–40.

35 Bornhausens Beschwerde vom 7. Dez. 1930 und seine Antwort an Gen. Sup. Schian vom 14. Dez. 1930 im Ev. Zentralarchiv (EZA) Berlin, Bestand 7, Schlesien IV Bd. 10.

ihm, daß korrekt nach dem Kirchengesetz von 1927 über das theologische Prüfungsamt bei den Konsistorien verfahren werde, was Bornhausen als »absichtliche Kränkung von mir als Theologieprofessor« verstand. Der Streit endete im April 1933 mit der Entfernung Bornhausens aus der Prüfungskommission durch den Evangelischen Oberkirchenrat.

Bornhausen wendete sich daraufhin an Kultusminister Rust und Landesbischof Müller; und erst jetzt erfährt man, worum es in dieser zunächst ziemlich unbedeutend erscheinenden Angelegenheit geht. Bornhausen schreibt an Müller: »Ich habe die Bewegung ›Deutsche Christen‹ im Jahre 1931 nach Schlesien gebracht, bin ihr erster Programmredner hier gewesen, habe im Winter 1932 die D. C. in Breslau zum Siege geführt. Auch jetzt bin ich der Spitzenkandidat der DC in der Luthergemeinde Breslau gewesen, sowie Mitglied des Kirchenrats und der Kreissynode« (6. August 1933). Gerullis vermerkt dazu (10. August 1933): »Bornhausen ist alter Nationalsozialist und als solcher verhaßt. Dazu kommt, daß sein persönlicher Feind, Professor Jirku, auch Nationalsozialist ist«³⁶. Durch Bornhausen wurde die kirchenpolitische Auseinandersetzung um die Stellung zum Nationalsozialismus in die Fakultät getragen, und diese versuchte ihn auszuschalten.

Aber hinter Bornhausen standen aktive Mitglieder der Studentenschaft. Innerhalb des Nationalsozialistischen Studentenbundes wurde der Bornhausen-Schüler Vogel Fachgruppenleiter im Sektor Theologie. Die Gruppe organisierte in den ersten Maitagen 1933 auf dem Breslauer Schloßplatz eine öffentliche Bücherverbrennung, auf der Bornhausen die »Feuerrede« hielt³⁷. Unter den verbrannten Büchern sind auch Schriften seiner Kollegen gewesen. Der erste Erfolg seiner Agitation zeigte sich prompt: Am 24. Juni 1933 wurde Generalsuperintendent Schian »mit sofortiger Wirkung« durch Staatskommissar Jäger beurlaubt, und Schian, 64 Jahre alt, fügte sich, hielt allerdings weiter Vorlesungen in der Universität. Als er seine Vorlesung »Praktische Theologie I« im Sommer 1934 antreten wollte, wurde er durch lebhaftes Scharren (dahinter standen Schüler Bornhausens) gehindert. Als Schian Ruhe forderte, erklärte ein Student: »Herr Professor, wir halten Sie für einen ausgesprochenen Feind des Nationalsozialismus.« Es kam zu einem sehr bezeichnenden Wortwechsel und Schian mußte schließlich, als das Trampeln nicht aufhörte, den Hörsaal verlassen³⁸.

Zu Beginn dieses Sommersemesters 1934 erschien ferner ein Aufruf der

36 Ebd.; Gerullis fährt fort: »Ich halte es für dringend erwünscht, daß Prof. Bornhausen wieder in die Prüfungskommission kommt« (10. Aug. 1933).

37 Siehe Gerhard EHRENFORTH, Die schlesische Kirche im Kirchenkampf 1932–1945, Göttingen 1968, S. 131.

38 So der Bericht der Studentenschaft, Ev. theol. Fachschaft, über die Vorgänge am 7. und 9. Mai 1934, beigelegt der »Denkschrift«: »Die Notlage der Ev.-theol. Fakultät an

theologischen Fachschaft, der sich gegen den öden, leeren Wissenschaftsbetrieb der Theologieprofessoren wandte und zu einem lebensnahen Unterricht aufforderte³⁹. Die Fakultät hat diese an in- und ausländische, theologische und nichttheologische Fakultäten versandte Flugschrift einmütig verurteilt, weil sie darin einen Angriff auf ihre gesamte Arbeit sah. Der Verfasser des Aufrufs, Georg Walter, der eine studentische Zeitschrift mit dem Titel »Auf der Wacht. Blätter für deutsches Christentum« herausgab, druckte in der Nummer 7, Juli 1934, Stellungnahmen zu seinem Aufruf ab, die das neue Verständnis von Theologie erläutern wollten (von Bornhausen, Kurt Wiesner und anderen). Das Heft eröffnet ein Aufsatz von Joseph Wittig, der eine gewisse Begeisterung über diese Tat nicht verhüllt: »Ich erkannte, dass diese rebellischen Studenten gar nichts anderes wollten, als was ich selber stets ersehnt und unter Gefährdung meines akademischen Lehramtes zu vollbringen versucht habe: eine evangelische, deutsche, lebensnahe, gegenwartswahre Theologie, vielleicht gar in der Form meines ›Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo! Eine Genugtuung sondergleichen überkam mich, und ich kann wohl versichern, dass es keine pharisäische Selbstgerechtigkeit war, sondern nur Freude und Dankbarkeit, dass diese meine Summa theologica, meine ›Theologia deutsch‹, einst von der zünftigen Wissenschaft verachtet, bedauert, verworfen, nun als Wissenschaft, als deutsche Gotteswissenschaft begehrt wird!«⁴⁰ Die Fakultät hängte dem Studenten ein Disziplinarverfahren an, der daraufhin Breslau verlassen mußte.

Einige Wochen später, während die Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche in Barmen tagte, richtete die evangelisch-theologische Fachschaft eine Eingabe an Ministerialdirektor Jäger unter der Überschrift: »Die Notlage der Evangelisch theologischen Fakultät an der Universität Breslau«⁴¹. Daraus geht sehr klar hervor, welche Professoren man beseitigt sehen wollte. An erster Stelle steht Professor Schian, dem man vor allem ungerechte Behandlung der NS-Studenten vorwarf und dessen Einfluß in der Universität man selbst nach Verlust seines kirchenleitenden Amtes immer noch fürchtete. An zweiter Stelle folgte Professor Ernst Lohmeyer, der Neutestamentler, und sein Assistent, Lic. Fitzer. Schon vor 1933 hätten beide Herren mit Professor Gogarten die Bewegung »aufs schärfste« bekämpft. Lohmeyer sei judenfreundlich eingestellt, habe während der Krawalle gegen den nichtarischen Juristen Professor Cohn (1932) die

der Universität Breslau« vom 30. Mai 1934 (EZA Berlin, Bestand 1 [DEK] C 3/157, siehe Anlage 1).

39 EZA Berlin, Bestand 1 C 3/158, siehe Anlage 2.

40 Ebd., siehe Anlage 3.

41 Ebd., C 3/157 (siehe Anm. 36).

deutschbewußten Studenten bekämpft. Er habe dem NS-Fachgruppenführer verboten, in Uniform das Seminar zu betreten und einen Artikel des völkischen Beobachters, der gegen den Pfarrernotbund gerichtet war, vom Fachschaftsbrett entfernt. Sein Assistent Fitzer gehöre an führender Stelle dem Pfarrernotbund an und sammle Unterschriften für diesen.

An dritter Stelle steht der Systematiker Friedrich Gogarten, dessen Bücher im Mai auf dem Schloßplatz verbrannt worden seien. Er galt als der »schwierigste Fall«, weil er viel vorsichtiger als die beiden Vorgenannten arbeite. Gogarten sei von dem sozialdemokratischen Kultusminister 1931 bewußt »als Gegenpol gegen den alten Frontkämpfer, den Dogmatiker Professor Bornhausen, nach Breslau berufen worden. Er habe die Deutschen Christen erst bekämpft, dann bejaht, sie aber in ihrer schwersten Krise wieder verlassen. Er sei zwar Nationalsozialist geworden, aber einer der »sattsam bekannten 120%gen«. Seine Schüler schlossen sich »zum größten Teil« dem Pfarrernotbund an oder opponierten in anderer Weise.

Die Eingabe wendet sich dann den anderen Professoren zu, denen Loyalität bescheinigt wird, doch werde die Lage des Nationalsozialismus belastet durch eine »langjährige persönliche heftigste Feindschaft zwischen Professor Bornhausen und dem Dekan Professor Jirku, so daß es völlig unmöglich sei, eine NS-Professoren-Front« zustande zu bringen. Dieser unverblühte Angriff auf die Fakultät sollte bald Wirkung zeigen.

Nur ein reichliches halbes Jahr später versetzte das Kultusministerium die ihm mißliebigen Professoren, wie sie von der Fachschaft angegeben worden waren. Gogarten, der im Sommer 1935 Barth in Bonn zu vertreten hatte, wurde nach Göttingen versetzt, Lohmeyer nach Greifswald und Jirku nach Bonn. Den beiden Privatdozenten Fitzer und Hans Georg Haack, später auch Konrad wurde die *venia legendi* entzogen. Haack galt als Freund der religiösen Sozialisten, und man warf ihm vor, daß er auf einer Versammlung der religiösen Sozialisten 1932 einen Vortrag über »Christenkreuz oder Hakenkreuz« gehalten habe. Dort habe er gefragt: »Ist euch lieber Christus mit dem Palmenzweig oder Hitler mit der Nilpferdpeitsche? Christus von Nazareth oder von Potemba?«⁴² Aber auch Professor Bornhausen wurde in die philosophische Fakultät von Frankfurt/M. versetzt.

Diese Lücken in der Fakultät suchte man durch zuverlässige, das heißt: zu der Reichskirche stehende Professoren zu ersetzen. In der Systematik berief das Ministerium den eifrig für die Deutschen Christen tätigen, als Herausgeber des *Corpus Reformatorum* bekannten Cajus Fabricius, im

42 So das Schreiben der DC Breslau an das Preuß. Kultusministerium vom 1. März 1934 (C 3/157).

Neuen Testament den Akademieleiter Herbert Preisker, im Alten Testament Hans Duhm und Adolf Wendel.

Aber gerade mit diesen Eingriffen hatte der Staat, so verstand es jedenfalls die Bekennende Kirche Schlesiens, die theologische Fakultät nun wirklich »zerstört«. Abseits der Breslauer Fakultät stellte Pfarrer Lic. Dr. Benckert im Auftrag der Bekennenden Kirche ein Verzeichnis mit Vorlesungen und Übungen zunächst für das Wintersemester 1935/36 zusammen. In dem Prospekt heißt es: »Nur im Raum der Kirche gibt es Theologie ... Der Provinzial-Bruderrat ... gibt jedem Studenten die Möglichkeit, unter fachkundiger Anleitung den Fragen einer kirchlich theologischen Wissenschaft nachzugehen«⁴³. Die Vorlesungen wurden unter anderem von Dr. Benckert, Dr. Berger, Lic. Ehrenforth, Dr. Bunzel, Dr. Konrad und Lic. Schmauch gehalten. Seit 1936 fanden diese Vorlesungen, vom Staat verboten, im Verborgenen an wechselnden Orten statt. Neue Dozenten schlossen sich an: Dr. Gloege, Lic. Fitzer, Lic. Eberlein. Zwar kam es nicht zu der Gründung einer kirchlichen Hochschule wie andernorts, aber faktisch gab es nun zwei Ausbildungsstätten für evangelische Theologie.

Die offizielle Fakultät konnte auch nach Kriegsbeginn im November 1939 ihren Betrieb wieder aufnehmen, vor allem dank der rastlosen Tätigkeit von Professor Preisker, dem die theologische Fachschaft für seine Verdienste den Titel Kirchenrat verliehen wissen wollte, was aber vom Ministerium abgelehnt wurde, da er schon Konsistorialrat sei. Wie bedrängend und gefährlich theologische Arbeit nun an der Universität wurde, belegt am besten das Schicksal von Professor Fabricius, einem der »ältesten« nationalsozialistischen Universitätsprofessoren und Parteigenossen (seit Sommer 1932). Er gab zu Kriegsbeginn eine »Vertrauliche Denkschrift« mit dem Titel »Innere Rüstung« heraus, in der er sich im Namen des Christentums gegen die völkischen Freidenker und gegen Rosenberg wandte und Artikel im Schwarzen Korps angriff. Fabricius schrieb: »Seit 1934 wurden die Theologen aus der SS, seit 1937 aus der Hitlerjugend und zum Teil aus der SA ausgeschlossen. Seit Herbst 1937 wurde Geistlichen der Eintritt in die Partei verwehrt. Seit Ende 1938 machte man den Studenten der Theologie Schwierigkeiten bei der Aufnahme in den NS-Studentenbund.« – »Während der beiden letzten Jahre war auch eine geheime Agitation für Entfernung der theologischen Fakultäten aus dem Organismus der Universitäten zu bemerken«⁴⁴. Aufgrund dieser so offenen und die wirkliche Situation enthüllenden Denkschrift wurde Fabricius bereits am 9. November 1939 verhaftet, und nur, weil er nahezu erblindet

43 Siehe Ehrenforth (wie Anm. 35), S. 133.

44 EZA Berlin Bestand 7 Generalia XIV 11 Bd. 3, Denkschrift, S. 20f.

war, gelang es dem Ev. Oberkirchenrat, ihn vor dem Konzentrationslager zu bewahren. Diese Hinweise auf das letzte, tragische Kapitel der Fakultätsgeschichte, das gründlicher aufgearbeitet werden muß, sollen hier genügen.

Der Rückblick hat uns verdeutlicht, wie sehr Theologie und Kirche aufeinander bezogen waren. Schon im »Reglement für die Evangelisch-Theologische Fakultät« vom 1840 befaßt sich der zweite »Abschnitt« mit dem Verhältnis der Fakultät zur evangelischen Kirche. Der Beruf der Fakultät sei es, »vom Standpunkt der theologischen Wissenschaft auch das Interesse der evangelischen Kirche nach Aussen und Innen zu wahren«. Und dann heißt es sehr anspruchsvoll und sicher richtig: »Es wird von ihren Gliedern erwartet, dass sie etwaigen verkehrten Richtungen und Einseitigkeiten der Zeit nach Kräften entgegenarbeiten«⁴⁵. Damit ist die Kernfrage theologischer Lehre überhaupt gestellt, die Frage nach ihrem Grund und Maßstab. Die Geschichte der evangelisch-theologischen Fakultät in Breslau hat uns gezeigt, daß diese in der Spannung zwischen freier Forschung und kirchlichem Bekenntnis zu Zeiten sich fast zerrieben und, denkt man an das Dritte Reich, sogar gespalten hat.

Anlagen

1. Bericht über die Vorgänge in der Vorlesung über praktische Theologie I

gelesen von Generalsuperintendent a. D. Dr. Schian am Montag, den 7. 5., und Mittwoch, den 9. 5. 1934 9 Uhr
(EZA Berlin, 1 C 3/157)

Am Montag, den 7. 5. 1934 und am Mittwoch, den 9. 5. 1934 kam es in der Vorlesung des evangelischen Theologie-Professors Schian zu Mißfallenskundgebungen der nationalsoz. Theologie-Studenten. Der Grund zu dieser Aktion ist in der nicht nationalsozialistischen Einstellung Schians zu suchen, um derentwillen er auch im Jahre 1933 unseres Wissens von dem damaligen Staatskommissar, heutigen Ministerialdirektor Jäger, von seinem Amte als Generalsuperintendent abberufen wurde. (Die Unterlagen für diese Abberufung liegen bei den Akten des Reichskirchenministeriums.)

Nunmehr fanden es die nationalsozialistischen Theologie-Studenten unverständlich, daß Prof. Schian, nachdem er seit seiner Abberufung als Generalsuperintendent nicht mehr gelesen hatte, seine Vorlesungen jetzt wieder aufnahm, und erhoben gegen dies erneute Auftreten lebhaften Prozeß [= Protest], der sich in folgender Form äußerte.

Als Prof. Schian am Montag den Hörsaal betrat, wurde er durch lebhaftes Scharren empfangen, das sich mehrere Minuten fortsetzte.

45 »Reglement für die Ev.-Theol. Fakultät der Königl. Universität zu Breslau vom 13. Sept. 1840, Breslau 1840, S. 2 § 3.

Dieselbe Kundgebung wiederholte sich am Mittwoch in derselben Form. Genau wie am Montag waren die protestierenden Hörer des Glaubens, dass sie mit ihrem Protest durchaus im Sinne einer nationalsozialistischen Universitätsführung vorgehen. Sie waren sich bewußt, daß eine Kundgebung, die gegen die Autorität seiner Magnifizienz, des Herrn Rektors verstieß, überhaupt nicht in Frage kam. Mehrmals versuchte Dr. Schian seine Vorlesung zu beginnen. Dies scheiterte aber an einer erneuten Mißfallensäußerung seitens der Studenten. Dr. Schian forderte Ruhe. Da er den politischen Hintergrund der Kundgebung offensichtlich zu ignorieren beabsichtigte und die Studentenschaft sich dadurch provoziert sah, stand ein Student, der damit der allgemeinen Stimmung Ausdruck verlieh, auf und erklärte im Namen seiner Kameraden wörtlich: »Herr Professor, wir halten Sie für einen ausgesprochenen Feind des Nationalsozialismus.«

Dr. Schian, ihm ins Wort fallend: Es ist hier nicht der Ort, politische Streitigkeiten auszutragen. Wir sind hier zu wissenschaftlicher Arbeit. Das haben wir Theologen zu *allererst* notwendig.

Der Student: »Es ist nationalsozialistisches Prinzip, daß keine abstrakte Wissenschaft getrieben wird, sondern volksmäßig gebunden.«

Hier mischt sich Herr stud. theol. Penkert ein, der als eifriger Agitator und hervorragender Vertreter des Pfarrernotbundes bekannt ist: »Halten Sie doch Ruhe! Wir wollen hier Facharbeit treiben. Anderes gehört nicht her. Außerdem ist Prof. Schian ein nationaler Mann.«

Der Student: »Wir haben Material, das dagegen spricht. Außerdem haben die Kommilitonen, die während des Cohn-Kampfes uns belächelt haben, nicht das Recht, uns irgendwelche Vorschriften zu machen.«

Herr Penkert, erregt: Führen Sie doch nicht die Methoden des Cohn-Kampfes und der Bolschewisten wieder ein.

Der Student empört: »Wie können Sie uns mit Bolschewisten auf eine Stufe stellen! Das verbitten wir uns!«

Dr. Schian: Ich möchte hierzu sagen, dass ich mich seit Jahren bemüht habe, Deutschtum und Christentum gerade im Bindestrichchristentum zu vereinigen. Ich habe von 1908 bis 1921 eine Zeitschrift herausgegeben, worin ich mich für diese Verbindung eingesetzt habe. Ich habe auch in Hessen meinen Mann gestanden. Ich stehe auch heute auf *nationalem* Boden.

Damit wandte sich Dr. Schian wieder zum Gegenstand seiner Vorlesung. Die protestierende Hörschaft konnte sich mit den ungenügenden Ausführungen nicht zufrieden geben und setzte das Scharren fort, zumal keinerlei Stellungnahme zum Kernpunkt der Auseinandersetzung, nämlich Dr. Schians Stellung zum *Nationalsozialismus*, erfolgt war.

Dr. Schian fordert erneut Ruhe. Um die akademische Form zu wahren, und um nach Möglichkeit einen Verstoß gegen nationalsozialistische Disziplin zu vermeiden, schlägt ein Student vor, sofort die Entscheidung Sr. Magnifizienz anzurufen.

Dr. Schian entgegnet: Ein Rektor kann nicht über die politische Einstellung jedes einzelnen Professors unterrichtet sein.

Die Studenten, empört über die Einstellung gegenüber Sr. Magnifizienz, beginnen zu scharren.

Dr. Schian: Ich denke doch, wir leben in einem Staate der Ordnung. Soll das die Ordnung sein?

Ein anderer Student: »Um dieser Ordnung willen kämpfen wir ja!«

Dr. Schian wird an der Fortsetzung seiner Vorlesung durch Trampeln verhindert. Schließlich sieht er sich veranlaßt, sein Manuskript zusammenzupacken und den Hörsaal zu verlassen.

2. Flugblatt der Fachschaft der evangelisch-theologischen Fakultät in Breslau vom 7. Mai 1934, verfaßt von Georg Walter (EZA Berlin 1 C 3/158)

An die evangelischen Theologen!

Es gibt heute in Deutschland zu viel Theologen und zu wenig Christen. Die Lage der evangelischen Kirche ist nicht deshalb so schlimm, weil sie Feinde hat auf allen Seiten, sondern weil ihre eigenen Theologen keine Bekenner mehr sind. Wo gibt es heute noch Theologen, die wissen, warum sie Theologen sind? Wir gehen wieder in ein neues Semester. Es ist immer das alte: Professoren lesen, Studenten hören. Im übrigen wird nichts geschafft. Wir haben das Jahr 1933 hinter uns mit seinen großen Krisen für die evangelische Kirche. Wir haben eine Umwandlung der Kirche erfahren müssen, die in vielem nicht vor den Reformatoren zu rechtfertigen ist. Wo bleiben die Professoren, die Stellung zu den Vorgängen nehmen, die uns die neue Kirche, mag sie gut sein oder nicht, theologisch unterbauen? Wo bleiben die Professoren, die uns eine Theologie verkünden, die sowohl evangelisch ist als auch lebensnah? Die Theologie-Professoren stehen fern ab den Ereignissen des Lebens in ihrer Theologie. Und die Theologie-Studenten denken genau so unpersönlich wie die Professoren und hoffen auf eine bequeme und sichere Lebensversorgung.

»Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan, ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.«

Das sei den Professoren als Entschuldigung gesagt, wenn Studenten es wagen, ihren Lehrern zu sagen, warum sie das heutige Theologiestudium fruchtlos und trostlos finden. Wir jungen Theologen sind noch Christen und als solche kennen wir keine Vorgesetzten und Autoritäten. Einer ist unser Meister: Jesus Christus. Und wir jungen Theologen sind Knechte und jedermann untertan, vor allem aber Jesus Christus und unserem Volke; und da fragen wir nicht danach, ob es gebührend ist, unseren Lehrern zu sagen, was wir denken. Luther hat schon gewußt, was er mit dieser »Dialektik« sagte. Wollten sich nur die Theologen, vor allem die dialektischen, diese Lehre Luthers doch etwas zu Herzen nehmen. Frei sind wir Christen, und das bedeutet, daß wir rückhaltlos die Wahrheit des Evangeliums verkünden auch gegen die Professoren.

Es ist noch nicht lange her, da feierten wir Luther. Dieser Luthergedenktage des vorigen Jahres offenbarte die katastrophale Lage der ganzen evangelischen Christenheit. Wo war noch Luthergeist zu spüren? Am allerwenigsten bei den Theologen. Sie würdigten ihn theologisch, meinten, er habe sich vor allem als Theologe ernst genommen und so müßten wir es auch tun. Einige waren sogar kühn und priesen ihn als deutschen Christen, bereuten es dann aber gleich wieder. Angesichts des kirchlichen und politischen Ringens fordern wir von jedem Theologen, insbesondere aber von den Professoren:

Alles für Deutschland,
Deutschland für Christus.

Alles für Deutschland. Mit anderen Worten: Es ist eine ganz selbstverständliche Pflicht und Aufgabe, daß wir Theologen deutsch denken und fühlen und im kleinsten für unser Volkstum eintreten. Uns jungen Theologen fällt das leichter als den alten. Wir sind in eine andere Zeit hineingeboren, als die Generation vor uns. Wenn wir auch nicht viel Verständnis bei den meisten alten Theologieprofessoren erwarten können, weil viele von ihnen im Krieg und der darauffolgenden Notzeit sich nicht mit ihrem Denken und Handeln für Deutschland eingesetzt haben, so können wir doch verlangen, daß sich die ältere Generation auf die neue Zeit einstellt. Eine Reihe von Professoren bringt dem Nationalsozialismus Verständnis entgegen, eine Reihe nicht. Wenn sich heute auch die Professoren in ihren Äußerungen in acht nehmen, so sind wir doch instinktsicher genug,

zu spüren, wie sie fühlen und denken. Wir können begreifen, wenn sich die älteren Herren nicht mehr so umstellen können. Wenn sie ehrlich am alten hängen, muß man sie lassen. Es gibt aber jüngere Professoren, die uns glauben machen wollen, sie seien Nationalsozialisten, von denen wir genau wissen, daß sie es nicht sind und sich nur im heutigen Staat lieb Kind machen wollen. Nicht ohne Grund haben wir im Mai 1933 auf dem Schloßplatz deutschfeindliche Bücher verbrannt. Es war darunter auch ein theologisches, in dem zu lesen stand:

»Was im Falle des Nationalismus, so wie er heute bei uns in Deutschland um sich gegriffen hat, erstrebt wird, das ist, ob man weiß und will oder nicht, Cäsaropapismus, der freilich geistig das Format hat, das den geistigen Ansprüchen dieser Zeit entspricht. Aber darum ist es leider politisch von nicht geringerem Verhängnis.«

Der Verfasser schrieb das ein halbes Jahr vor der Machtübernahme, und es ist wohl klar, was und wen er damit meinte. Als der Umschwung kam, da hat dieser Verfasser, der heute noch uns Theologen mit seiner Weisheit belehrt, sich nach außen hin umgestellt, weil es gefährlich wurde, solche Gedanken weiter gegen den Nationalsozialismus und seine Führer auszustreuen. Wir jungen Nationalsozialisten haben ein Gefühl dafür, was echt ist und was nicht. Wir wissen genau, wenn sich einer aus innerster Überzeugung umstellte, oder ob Heuchelei vorliegt, gegen die wir bis zum letzten angehen. Dann sind uns schon aufrechte Gegner des Nationalsozialismus lieber. Hinzu kommt noch, daß ein solcher Mann Theologe ist, d. h. doch wohl, daß er für das Christentum gerade stehen soll. Für diese Verkündigung danken wir und fordern mit aller Schärfe immer wieder, daß uns solche Professoren nicht als Lehrer vorgesetzt werden. Sie wirken für alles andere, nur nicht für ein neues Deutschland.

Deutschland für Christus. Mit anderen Worten: Wir Deutsche können ohne Jesus Christus nicht leben und müssen dahin streben, daß zukünftig unser Volk in der Frömmigkeit zu Jesus Christus geeint ist. Das ist aber nur möglich, wenn sich die Theologen der großen Verantwortung bewußt sind, die auf ihnen liegt. Andererseits kann diese Aufgabe aber nicht geleistet werden, wenn die Theologie nicht die rechte ist. Unsere Professoren hängen wie im Politischen, so auch im Religiösen und Theologischen am alten. Da sie uns nicht Wege weisen, wie man mit Hilfe der Theologie Deutschland für Christus gewinnt – und das ist doch wohl der Sinn der Theologie, daß sie Dienerin zu sein hat wie alle Wissenschaft – so müssen wir uns selber diese Wege bahnen. Was uns heute auf der Universität an Theologie geboten wird, ist eine wirkungslose Scheinwissenschaft, die weder mit Jesus Christus zusammenhängt, noch geeignet ist, die Deutschen wieder zum Glauben zu führen. Die Professoren hören die Worte nicht, die unsere beste Jugend über das Christentum redet. Nur ein ganz kleiner Teil der jungen Generation weiß noch mit dem Christentum etwas anzufangen. Die anderen aber kehren sich enttäuscht ab und finden sich in der deutschen Glaubensbewegung zusammen. Wenn wir in unserem Volke ein Jahrtausend mit dem Christentum und aus dem Christentum gelebt haben, so wäre es töricht annehmen zu wollen, heute plötzlich ginge es nicht mehr. Wenn aber ein erheblicher Teil unseres evangelischen Volkes ehrlichen Herzens heute so denkt, dann liegt es an der Theologie und der Kirche und ihren Vertretern, daß solche Verirrungen kommen konnten. Von den Laien kann man nicht verlangen, daß sie sich so in die Fragen vertiefen und die Widersprüche zwischen der Theologie und dem Glauben feststellen. Das ist Aufgabe der Theologie, die bisher freilich vom Glauben weggeführt hat, anstatt zu ihm hin. Wenn wir auch nicht von den Theologie-Professoren glauben, daß sie uns verstehen – weil sie eben nicht so im Leben darin stehen wie es sein muß, um Künder, auch

wissenschaftliche Känder des Christentums zu sein –, so müssen wir ihnen doch einmal sagen, was uns an der heutigen Theologie mißfällt.

Es ist vor allem die systematische Theologie, die gänzlich falsche Wege geht. Was uns da als Offenbarung und Sünde erzählt wird, ist weder christlich noch deutsch. Ein Volk, das wie das unsere einen Krieg hinter sich hat, den es nicht wollte, den es verlor und für den es schuldig gesprochen wurde, kann es nicht aushalten, wenn ihm in übertriebener Weise dauernd seine Sündhaftigkeit vorgehalten wird. In unserem Volke sind noch so gute Instinkte vorhanden, daß es dieses aufdringliche Reden von der Sünde nicht verträgt. Unser Volk hat so sehr unter der Kriegsschuldlüge gelitten, daß es die Aufgabe und Pflicht der Kirche und der Theologen gewesen wäre, ihm auch gerade vom Christentum her Mut zuzusprechen und es nicht in dieser politischen Demütigung moralisch herabzuziehen. Wir jungen Theologen wissen nur zu gut, wie sehr all unser Leben mit der Sünde verbunden ist, aber wir wissen auch, daß uns Gott nicht um der Sünde willen geschaffen hat, sondern damit wir uns seine Kinder heißen. Damit in Zusammenhang steht der Offenbarungsbegriff der Theologie von heute. Offenbarung ist nach der Weisheit der Theologen nur in der Bibel zu finden. Dieser Gedanke ist unchristlich und undeutsch. Das Christentum ist keine Buchreligion, wie es uns die Theologen gerne weismachen möchten, die uns sklavisch an den Text der Bibel bindet. Das Judentum ist so, nicht aber der Glaube Jesu, der im scharfen Kampfe mit der Gesetzesreligion der Pharisäer lag. Für uns hat sich Gott in Jesus in ganz großer und herrlicher Weise offenbart, was aber nicht ausschließt, daß er sich, wo er will und wann er will, auch noch offenbaren kann (Joh. 3,8). Wir lehnen es ab, Gott Gesetze geben zu wollen, wie die dialektische Theologie und ihre neuerlichen Ableger es tun. Wir haben eine lebensnähere Auffassung von dem lebendigen Gott, der da alles schafft, gestern, heute und immerdar. So treten wir dafür ein, daß die Theologie ihre enge Auffassung von der Bibel fallen läßt und neben der Offenbarung Gottes in der Bibel anerkennt, daß Gott sich überall und stets offenbart, so er nur will. Wenn diese Erkenntnis sich erst in der Theologie wird durchgesetzt haben, dann braucht uns nicht mehr zu bangen vor den Feinden des Christentums; denn dann haben wir einen lebendigen Gott und nicht mehr den dogmatisch gebundenen. Wenn ein Theologe noch im letzten Semester in seinem Kolleg einen Paragraphen über die Eigenschaften Gottes lesen konnte und in Unterteilen dann seine Gerechtigkeit, Güte usw. behandelte, so sind das Dinge, die wir jungen Theologen nicht mehr ernst nehmen können. Die Forderung »Deutschland für Christus« schließt in sich, daß wir das viele Phantasieren über Gott einmal sein lassen, ihm nicht immer unsere unzulänglichen Gedanken unterschieben, daß wir trotz wissenschaftlicher Beschäftigung mit der Bibel nicht vergessen, daß die Wissenschaft nicht die Hauptsache ist, sondern der Glaube, und daß ferner die Theologen, getreu auf dem Evangelium stehend, ihre Theologie auf deutsch treiben und es nicht weiter immer noch verkennen, daß wir nicht im Raume schweben, sondern auf deutscher Erde leben, die Gott uns schuf.

Von der Dogmatik her sind auch alle anderen Disziplinen der Theologie falsch abgezweckt. Das Neue Testament wird entweder als paulinische Sündengnadenlehre oder als ein Konglomerat palästinensischer Religionsanschauungen traktiert. Von Jesus hört man bloß, daß man nichts Gewisses von ihm weiß und daß es auf sein Leben nicht ankommt. Die Kirchengeschichte ist zu einer bloßen Chronologie von Tatsachen und Gedanken herabgesunken. Aber ob und welchen Wert diese Tatsachen und Gedanken für Christen der Gegenwart, für das deutsche Volk haben, wird nicht gefragt. Daher hält man auch an dem veralteten Namen Kirchengeschichte fest, obwohl die Geschichte der Kirchen nur zeigt, daß die Kirchen das Unglück Europas sind. Wir wollen Glaubensgeschichte, Frömmigkeitsgeschichte unseres Volkes hören. Neben diesen drei Disziplinen können Altes Testament und praktische Theologie in der Weise, wie sie heute

betrieben werden, uns nichts mehr bedeuten. Das Alte Testament sollte von Semitologen der philosophischen Fakultät gelesen und die praktische Theologie im Predigerseminar behandelt werden. Aber unsere Theologen kennen diesen Übelständen gegenüber nur den Standpunkt: Festhalten am Veralteten! Nur keine Reform! Das Ganze nennt sich dann aber lutherisch.

Mit diesem Aufrufe sagen wir der herrschenden Theologie und ihren Vertretern den schärfsten Kampf an. Einmal um unseres Volkes willen, das es dringend nötig hat, daß seine Wissenschaftler – und als solche wollen die Theologen immer gerne gelten – sich um das Leben des Volkes kümmern und für das Volk da zu sein haben und nicht umgekehrt. Zum anderen um Jesus Christus willen, der zu uns gehört und dem wir erneut heute den Boden in unserem Volkstum wieder bereiten müssen. Wir rufen auf zur Reform der theologischen Erziehung und des Pfarrerstandes.

Am 7. Mai 1934

Die Fachschaft der evangelisch-theologischen Fakultät Breslau

3. Joseph Wittig zu dem Flugblatt der evangelisch-theologischen Fachschaft vom 7. Mai 1934, veröffentlicht in: Auf der Wacht. Blätter für deutsches Christentum, hg. v. Georg Walter, 3. Jahrgang, Juli 1934 (EZA Berlin 1 C 3/158)

Pfingststurm oder Rebellion?

Ich horche an jedem Pfingstmorgen hinaus in den Wind und schaue nach den Kronen der Erlen in meiner Wiese, ob sie sich bald rühren und neigen, da doch geschrieben steht: Es wehte plötzlich vom Himmel her ein Brausen gleich dem eines gewaltigen Windes. Manchmal tut mir die Natur den Gefallen und spielt mir das heilige Spiel.

In diesem Jahre blieb es ruhig in den Erlenkronen bis zum Abend des zweiten Pfingsttages. An diesem Abend aber wehte sich mir der rebellische Brief zu, den die Fachschaft der evangelisch-theologischen Fakultät von Breslau »An die evangelischen Theologen«, vor allem an ihre eigenen Professoren geschrieben hat. Da ich leider nicht zu diesen gehöre, hätte ich mich von Rechts wegen nicht darum zu kümmern brauchen. Aber der Geist weht, wo er will, und wenn er mich anweht, mag ich ihn nicht unter Hinweis auf die falsche Adresse abweisen, zumal ich vermute, dass er bei der richtigen Adresse keine gute Aufnahme findet. Dabei ist freilich zunächst verwunderlich, was der heilige Geist mit einer solchen Sache bei einem emeritierten Professor will. Aber, was die Hauptsache ist, der Sturm entstand, und ich hatte auch die Erscheinung von feurigen Zungen.

Nein, zuerst spürte ich wohl nur den Sturm der Entrüstung, den dieser rebellische Brief unter den Professoren der evangelischen Theologie hervorgerufen haben muss. Obschon örtlich und schicksalhaft von ihnen getrennt, bin ich ihnen doch standesmäßig und von früherem freundlichen Verkehr her verbunden, und ich bin nicht einer von den Kollegen, der in jedem Falle seine Freude hat, wenn andere Kollegen geschlagen werden. Aber ich war auch selber einmal Student und bin den jungen Studenten nicht minder herzlich verbunden; ich kann nicht immer gleich sagen, dass die Studenten, wenn sie etwas oder auch wenn sie sehr viel gegen ihre Professoren haben, selbstverständlich im Unrecht sind. Gleichwohl mag ich anfänglich gegen die Studenten und für die Professoren innerlich Partei ergriffen haben, während ich mir äusserlich das Gesicht eines unparteiischen Beurteilers aufsetzte. Zu scharf reden die feurigen Zungen. Aber sogleich klang es mir ins Ohr, dass sie im Namen Jesu Christi reden, und was so deutlich im

Namen Jesu Christi gesprochen wird, muss man anhören, auch wenn es böse klingt. Dann auf einmal schlug die Flamme einer heissen Freude über mich. Ich erkannte, dass diese rebellischen Studenten gar nichts anderes wollten, als was ich selber stets ersehnt und unter Gefährdung meines akademischen Lehramtes zu vollbringen versucht habe: eine evangelische, deutsche, lebensnahe, gegenwarts wahre Theologie, vielleicht gar in der Form meines »Leben Jesu in Palästina, *Schlesien und anderswo*! Eine Genugtuung sondergleichen überkam mich, und ich kann wohl versichern, daß es keine pharisäische Selbstgerechtigkeit war, sondern nur Freude und Dankbarkeit, dass diese meine Summa theologica, meine »Theologia deutsch«, einst von der zünftigen Wissenschaft verachtet, bedauert, verworfen, nun als Wissenschaft, als deutsche Gotteswissenschaft begehrt wird!

Man wird mir nun vorwerfen, dass ich die Gelegenheit wahrnehme, um mit meiner eigenen Ware auf den Handel zu gehen. Das ist nicht eben schlimm, denn »das Himmelreich gleicht einem Kaufmanne«! Aber was ich beabsichtige, ist vielmehr dies, zu sagen, dass ich mein »Leben Jesu« nicht hätte schreiben können, wenn ich nicht als Student recht fleissig und aufmerksam meine Professoren gehört hätte. Denn auch ich habe nichts, es sei denn, dass ich es empfangen hätte. Und als ich es empfang, wusste ich natürlich auch noch nicht, *was* ich empfangen hatte. Dürre, trockene, lebensferne Wissenschaft habe auch ich oft gemeint zu empfangen. Dass da allerlei keimfähiger, fruchtbarer Same zwischen war, das habe ich erst zehn, zwanzig, dreissig Jahre später erkannt an all dem Kraut und Unkraut, das auf meinem Acker aufgegangen ist.

In diesen dreissig Jahren ist ja freilich manches anders geworden. Meine Professoren nannten ihr Verhältnis zu uns noch nicht Kameradschaft. Sie waren eine geistige Aristokratie und behandelten uns als Anwärter auf diese Aristokratie. Sie waren eine Priesterschaft voll heiligen Willens, uns die Wissenschaft des Priestertums zu lehren. Von keinem dachten wir, dass er zu wenig lebensnahe sei. Ehe wir des Vormittags vor ihren Lehrstühlen sass, sahen wir sie am Altare damals noch alle, und an allen Tagen. Dort *taten* sie, was sie uns dann *lehrt*en. Sie lehrten uns tun, und zwar verständig tun, sonst hätten wir es ja auch ohne Lehre tun können.

Es ist die Eigenart fast jeden Samenkorns, dass es hart und dürr aussieht. Saatgut ist so gelb und trocken wie Stroh. Wer Blumen und Blüten haben will, darf nicht Saatgut verlangen, und wer Saatgut haben will, darf nicht Blumen und Blüten verlangen. Das theologische Studium wird immer etwas Lebensfernes an sich haben, insofern das Leben, dem es dienen soll, doch noch in ferner Zukunft liegt. Ich erinnere mich eines winterlichen Spätnachmittags, an dem ich durch die Stadt gegangen war, einsam, voll Heimweh. Ich flüchtete vor mir selber in das grosse Portal der Universität, an dem damals das Auditorium maximum war. Da trat mir Professor Sdralek entgegen. Ich glaube, er hat alles gesehen, was in mir vorging. Er gab mir die Hand und fragte mich, wie weit ich mit meiner Sasiliusforschung sei, zu der er mich angeregt hatte. Sonst nichts! Aber mein verzweifertes Leben war wieder emporgerissen. Der Professor hatte gefragt, der Priester hatte gewirkt! Als ich ihm später, aber in noch recht frühem Semester, meine Doktorarbeit übergeben hatte, verschwieg er mir zuerst, dass er Freude daran hatte, denn das wollte er mir feierlich bei einem Sonntagkaffee und einem Glase Wein sagen. In die Vorlesung brachte er mir nur ein Päckchen Hämoglobin mit, weil er meinte, ich müsse etwas zur Kräftigung meines Blutes tun.

Sicher ist in den neun Jahren, in denen ich selber nicht mehr aktiver Professor sein durfte, vieles anders geworden. In meiner Zeit war es selbst den älteren Professoren nicht fraglich, ob die Studenten den Professoren alles sagen dürfen, was sie denken. Was war in unseren Seminaren manchmal für eine freimütige Aussprache! Selten ging der Professor aus dem Kolleg allein nach Hause. Ein viertel oder ein halbes Dutzend Studenten

begleiteten ihn, wenn es mit der Zeit passte. Es wurde nicht einmal verlangt, dass die Studenten in der vornehmen, diplomatischen Weise des reifen Alters redeten. Jugend muss brausen und aufbrausen. Ich vermute, dass dem rebellischen Briefe schon viele Stille, höfliche Fragen und Wunschäusserungen vorausgegangen sind. Es muss auf diese stille Weise eine Verständigung nicht möglich gewesen sein. Da wurden die Waffen schärfer, die Stimmen lauter, bis aus Herzensanliegen Rebellion wurde. Diese ist um so notwendiger und erlaubter, je fruchtloser die stillen Verständigungsversuche waren.

Einer, der den Brief gelesen, sagte sogleich: »Diese armen Studenten! Die werden im Examen ordentlich angepackt werden!« Das war einer aus der Vergangenheit. Ich antwortete: »Ein Examen haben sie schon bestanden, das Examen des Freimuts gegenüber denen, die noch Gewalt über sie haben!« Das ist ein immerhin sehr wichtiges Examen für die dereinstigen Verkünder der Wahrheit, und wehe denen, die mit ihrer Gewalt den Aufbruch solchen Freimuts niedermachen wollten!

Im Stillen werden alle Betroffenen sagen: Irgend etwas stimmt doch an diesem Briefe. Nicht alles, sondern irgend etwas! Wir reden ja sogar manchmal selber unter einander ähnlich, wie die Studenten zu uns reden. Wir wissen, dass etwas Wahres daran ist. Genug Wahres und Ernstes, dass wir alles andere dafür in Kauf nehmen müssten. Und der Brief wird in folgedessen auch nutzen; er wird verurteilt, bekämpft werden, aber er wird nicht vergessen werden. Er wird bohren! Kein echter Theologieprofessor wird sich seinem Stachel entziehen können!

Er erinnert mich an einen Vorgang, der äusserlich freilich ganz anders aussah. Vor etwa 20 Jahren trat der damals noch junge Professor Kurt Ziesché vor die theologische Öffentlichkeit und verlangte eine funktionelle Theologie, d. h. – wenn ich mich richtig ausdrücken kann – eine Theologie aus einer neuen Erkenntnisquelle: Aus der Funktion der geoffenbarten Wahrheiten sollten die Wahrheiten erforscht werden. Seine Rede und sein Buch wurden unter stillem Lächeln der Fakultät begraben. Aber wie hat das angezündete Feuerlein in mir weiter gebrannt! Es hat mir meinen Lehrstuhl mitverbrannt, aber es soll mich nicht gereuen. Ohne dass ich mir des Zusammenhangs bewusst wurde, suchte ich mir klar zu werden über die Lehre von der Erlösung, indem ich durch Volk und Land ging, um zu beobachten, ob die Erlösung funktioniere. Ich suchte das »erlöste Volk« und rief es auf, sich zu melden und als erlöst darzustellen.

Das pulst auch durch den Studentenbrief. Ein Volk wie das deutsche will nicht immerfort hören, dass es unter der Sünde stehe und verloren sei; es will hören, dass es erlöst sei, ein freies Volk Gottes. Seine Theologen sollen wohl von dem Geheimnis der Sünde wissen, viel mehr aber von der uns geschenkten Gotteskindschaft, von den unendlichen Möglichkeiten des Guten und des Heils, die uns geöffnet sind. Schon vor zwölf Jahren habe ich einen ähnlichen Vorstoss gewagt, und zwar gegen die katholische Theologie, in der übrigens lange nicht soviel von Sünde, Krisis und göttlichem Urgrauen die Rede ist wie in der Evangelischen Theologie. Ich schrieb damals »Die Erlösten« – und darf in folgedessen nicht mehr Professor sein. Ich musste schreiben und darf die Studenten nicht richten, die eben auch schreiben mussten, »im Namen Jesu Christi«. Aber Studenten, die so schreiben müssen, werden vielleicht auch mein Schicksal teilen. Und war nicht auch »die Offenbarung Gottes überall«, nicht nur in der Bibel, nicht nur in Palästina, sondern auch »in Schlesien und anderswo« mein eigenes Anliegen?

Ich muss darum ein gutes Wort für die rebellischen Studenten sagen dürfen. Dixi et salvavi animam meam!

Joseph Wittig

4. Das Theologische Seminar der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Preußen an der Universität in Breslau⁴⁶

Die Bemühungen der altlutherischen Kirche, eine theologische Professur an einer preußischen Universität zur Ausbildung ihrer Pastoren auf Kosten des Staates zu erhalten, reichen bis ins Jahr 1841 zurück, hoffte man doch, Johann Gottfried Scheibel selbst mit dieser Professur betrauen zu können. Der Staat verharnte aber bei seiner Ablehnung, so daß sich die Generalsynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Preußen 1868 entschloß, die Einrichtung eines von ihr zu finanzierenden theologischen Seminars an der Universität in Breslau vorzubereiten. Nach verschiedenen Kollektenaufrufen und größeren Stiftungen von Geheimrat Huschke konnte das Seminar im Juni 1883 eröffnet und als Seminardirektor Pfarrer Julius Greve angestellt werden⁴⁷. Neben dem hauptberuflich als Dozent tätigen Direktor des Seminars gaben auch die Kirchenräte des lutherischen Ober-Kirchen-Collegiums Unterricht. Die Theologiestudenten der altlutherischen Kirche wurden in einer Bekanntmachung aufgefordert, »für das erste und die beiden letzten Semester ihres Studiums die Universität Breslau zu wählen, um hier an den Veranstaltungen für unser Theologisches Seminar zu ihrer Ausbildung Theil zu nehmen«⁴⁸.

Folgende Seminardirektoren unterrichteten bis 1945 in Breslau:

1883–1908	Julius Greve (1832–1908)
1908–1914	Lic. Dr. Johannes Stier (1872–1961)
1915–1918	kein Unterricht während des Krieges
1919–1923	D. D. Werner Elert (1885–1954)
1923–1937	Lic. Fritz Priegel (gest. 1937)
1937 ff	Lic. Richard Laabs (1895–1979)

Um Zielsetzung und Charakter des Seminars vorzustellen, sei hier aus einem Rückblick von Lic. Priegel anlässlich des 50jährigen Bestehens des Seminars 1933 zitiert: »Jetzt steht das Seminar im 94. Semester und ist von 294 Studenten besucht worden, darunter nicht wenige Gäste aus anderen Kirchen, besonders Freikirchen.

Ergebnislos verliefen die wiederholten Versuche, vom Staate für das Seminar die Rechte einer juristischen Person zu erlangen, obgleich das Oberkirchenkollegium die Bedenken und Gegengründe des Ministeriums mit durchschlagenden Gründen widerlegte und die Notwendigkeit eines theologischen Seminars für unsere Kirche nachwies. Auch eine Audienz zweier Kirchenräte beim Minister brachte keine Änderung, und eine Bittschrift an den Kaiser fand damit seine Erledigung, daß der Minister sich weigerte, sie an den Kaiser weiter zu leiten.

46 Die Informationen über das altlutherische Seminar verdanke ich Herrn Dr. Werner Klän und Herrn Professor Dr. Volker Stolle, die mir sowohl die einschlägigen Beschlüsse der General-Synode als auch die betreffenden Mitteilungen im »Kirchen-Blatt für die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Preußen« ab 1882 zur Verfügung gestellt haben. Beiden Herren sei herzlich gedankt. Leider konnte das Material hier nicht intensiver ausgewertet werden.

47 Pastor Julius Greve wurde am 4.3.1832 in Gütersloh als Sohn eines evangelischen Pfarrers geboren. Nach einem Studium der alten Sprachen und ernster Erkrankung war er zunächst Lehrer am Gymnasium in Gütersloh, trat durch den Einfluß von Pfarrer Ludwig Feldner 1860 zur altlutherischen Kirche über, holte das theologische Examen nach und wurde Pfarrer in Weigersdorf und seit 1875 in den Gemeinden Köln – Düsseldorf – Essen. (s. Kirchen-Blatt 1908 Nr. 18 vom 3. Mai, S. 275–278).

48 Kirchen-Blatt 1882 Nr. 19 vom 1.10.

In kirchlich ernstbewegter Zeit tritt das Seminar die zweiten fünfzig Jahre an. Wir tun es aber in der getrosteten Zuversicht, daß Gott der Herr, der uns diese theologische Bildungsstätte geschenkt hat, unser Gebet erhören und sie uns weiter erhalten wird. Er wolle in Gnaden unsre geringe Arbeit auch in Zukunft sich gefallen lassen und sie segnen. Denn so lange unsre Kirche, so wie sie jetzt ist, weiter besteht, kann sie das Seminar nicht entbehren. Es ist ja nicht so, als ob das Seminar nur die Aufgabe hätte, die Theologie, die an den Universitäten gelehrt wird, zu prüfen, zu kritisieren und ihr Recht oder Unrecht nachzuweisen. Gewiß wird jede Theologie, die dem Bekenntnis sein Recht nicht im vollem Umfange gewährt, abgelehnt und bekämpft werden müssen. Darum werden wir nicht nur gegen alle Unionstheologie immer neu Stellung nehmen müssen, sondern auch darauf sorglich achten müssen, wo reformiertes Gedankengut sich findet. Auch kommen je und dann Zeiten, wo eine Theologie zur Herrschaft kommt, die in ihrer grundsätzlichen Haltung zum Kampfe herausfordert, wie es z. B. bei der Errichtung des Seminars gegenüber der Theologie Ritschls der Fall war. Aber selbst wenn es dahin kommen sollte, daß auf allen Universitäten eine bekennnistreue lutherische Theologie gelehrt würde, könnten wir doch unser Seminar nicht entbehren. Denn die Universitäten erziehen die Studenten zum Dienst in den Landeskirchen. Unsre Kirche ist aber in ihrer Geschichte und in ihrem Wesen und Leben so ganz anders geartet, daß hier eine Ergänzung der Universitätsausbildung nötig ist. Trotz aller Mängel und Schäden, die sich in unserer Kirche finden, können wir doch wohl ohne Überhebung sagen, daß z. B. unsre Gemeinden im Durchschnitt eine Bibelkenntnis und eine Bibelvertrautheit besitzen, die nicht unerheblich über dem Durchschnitt landeskirchlicher Gemeinden liegt. Darum muß unsre Pastorenschaft, um den Ansprüchen der Gemeinden zu genügen, viel mehr in der Bibel zu Hause sein, als es in der Landeskirche nötig ist. So haben unsre Väter von je her verlangt, daß unsre Studenten in ihrer Studentenzeit die ganze Bibel im Urtext an der Hand kurzgefaßter Kommentare durcharbeiten sollen. Dazu muß das Seminar Anleitung geben. Andererseits muß eine eingehende Behandlung des Textes dadurch ermöglicht werden, daß die Schriftauslegung weniger vorgetragen als in Rede und Gegenrede getrieben wird. Hierzu werden nach Möglichkeit schriftliche Arbeiten der Studenten die Grundlage bilden. Ferner lebt in unsern Gemeinden ein ausgeprägtes kirchliches Bewußtsein, das Bewußtsein, als Kirche eine große geschlossene Einheit zu bilden. Man weiß sich als eine weit verzweigte Familie, die durch das kirchliche Bekenntnis zusammengehalten wird. Darum ist es wichtig, daß unsre Studenten einen Teil ihrer Studienzeit an der Zentrale unsrer Kirche zubringen, hier das Leben einer großen Gemeinde kennen lernen, die zugleich die Keimzelle unsrer kirchlichen Gemeinschaft bildet. Von hier aus lernen sie sich ganz anders als Glieder an dem Leibe unsrer Kirche erkennen, lernen auch, daß alle ihre spätere Arbeit zugleich Arbeit an dieser und für diese Gesamtgemeinde ist.⁴⁹

49 Kirchen-Blatt 1933 Nr. 30 vom 23. 7., S. 467–471, hier S. 469 f.